

LUZIFERA

Das Beste kam stets von Luzi. Obwohl kaum ein Familienmitglied das zugeben wollte, war sie die tonangebende Person in der Sippe. Tante Luzi, eigentlich unsere Großtante und für mich so etwas wie eine Großmutter, wurde für ganz unmöglich, und wenn nicht für ganz unmöglich, so jedenfalls für mehr als sonderbar gehalten. Zugegeben, sie war etwas verrückt, trotzdem oder vielleicht gerade deshalb liebte ich sie heiß.

Mit enormer Leibesfülle ausgestattet und mit bis ins Alter pechschwarz gefärbten Haaren war Luzi eine Erscheinung, an der man nicht ohne weiteres vorbeikam. Egal, in welcher Gesellschaft sie sich aufhielt, dominierte sie das Geschehen. Vielleicht lag es daran, dass sie unverheiratet geblieben war und Dinge tat, die keine andere Frau in der Familie zu tun pflegte. Luzi fiel auf. Sie verfügte über ein dröhnendes Sprechorgan, womit sie irritierte. Sie liebte es, ihre eigenwilligen, in den Augen unserer Eltern höchst zweifelhaften Meinungen und Geschichten lautstark von sich zu geben – auch dann, wenn sie keiner hören wollte.

Kaum hatte sie ihren schweren Körper in einen unserer Wohnzimmersessel gezwängt und ihre Stimme erhoben, pflegte mein Vater ihr mit einem „Luzi, jetzt hör aber auf!“ das Wort abzuschneiden. Er war nicht einmal bereit, die Einleitung zu einer ihrer Geschichten anzuhören. Verstummt sie nicht sofort, verließ er den Raum, meistens hatte bald darauf auch meine Mutter etwas Dringendes zu erledigen, und schließlich verzog sich Barbara unter einem Vorwand in ihr Zimmer. In aller Regel blieb ich mit Luzi allein zurück, ein Gefühl großer Behaglichkeit breitete sich in mir aus.

Luzi wusste noch genau, wo sie beim letzten Mal stehengeblieben war:

„Wie gesagt, Numero sieben war lieb, aber da er sein Geld nicht beisammen halten konnte, habe ich ihm den Laufpass gegeben. Numero acht war desgleichen lieb, jedoch entpuppte er sich als Muttersöhnchen, und ich bediente nur schlecht. Numero neun war schwierig, von Anfang an. Das hat mich zuerst gereizt, dann hatte ich genug davon. Wir wurden geschieden, und bald darauf traf ich Herbert, den Mann meiner Träume.“

Ungefähr so begann eine von Luzis Geschichten, und ich war wieder für eine Weile in ihr privates Schicksal verstrickt. Erhebend, dramatisch schäumend oder melancholisch düster waren die Schilderungen, je nach Stimmung. Stürmische Begebenheiten blieben in Luzis Geschichten nur selten aus, peinliche Stille und Erstarrung kamen vor, hielten aber nie lange an, denn bald schon ließ sie die schillerndsten Ereignisse wie Boote im Fluss ihrer Erzählung schaukeln, manch einer der Passagiere ertrank darin, einige wenige konnten auf dem Seeweg fliehen, doch die meisten mussten mit großem Brimborium gerettet werden. Aufwändige Rettungsmaßnahmen waren Luzis Spezialität, sie führten zu Höhenflügen ihrer Fantasie und Erzählkunst.

Die Hauptsache bei all dem war: Mochte auch Schlimmes passieren, mochte es Verwundungen oder sogar Tote geben, das Leben war deswegen noch lange nicht tragisch.

„Tragisch ist das Leben nur, wenn es langweilig ist“, fand Luzi.

Als ihr vieljähriger Verlobter in jungen Jahren eine andere heiratete, hatte sie Sorge, ihr Leben könne langweilig werden. Sie hatte viele Kinder zur Welt bringen wollen, das setzte nun einmal einen Mann voraus. Die Männer aber blieben fortan aus, Luzi wurde dick und dicker. Sie war hübsch gewesen, hatte lebhaftige Augen und eine straffe, stets gebräunte Haut gehabt, sie hatte dichtes honigblondes Haar besessen und einen schlanken, allerdings immer schon

kurvenreichen Körper. Als der Bauernsohn, dem sie versprochen war, sich nicht zur Heirat entschließen konnte und am Ende die Tochter eines reichen Kaufmanns nahm, fiel Luzi aus allen Wolken, sprich aus ihrer Fassung. Sie färbte ihre Haare schwarz und aß mehr, als ihr guttat, denn nur große Mengen unterschiedlichster Speisen konnten ihre als Langeweile getarnte Verstörung lindern.

Doch die Depression hielt nicht lange an, sie suchte und fand eine Lösung für ihr Problem. Und diese Lösung war tatsächlich perfekt: Sie gestattete es Luzi, weiter zu essen, dennoch jedes nur erdenkliche Liebesglück zu erleben. Sie fantasierte sich alles, was sie ersehnte, herbei, Probleme inklusive. Sie strengte ihren Kopf an und dachte sich in die erste Ehe hinein, in eine Ehe mit dem sportlichen Rolf. Dabei musste sie, was ideal war, weder dies noch das tun, sie brauchte nicht mit dem Rad umherzufahren und auf keine Berge zu steigen, sie brauchte nicht schlank und wendig zu werden. Sie durfte fett bleiben. Es reichte, wenn sie in ihrem Sessel saß und nachdachte. Bald musste sie feststellen, dass sie mit Rolf nicht die richtige Wahl getroffen hatte, seine sportlichen Unternehmungen hielt sie für Allüren, und wenn Rolf in die Berge aufbrach, war sie allein und Langeweile vorprogrammiert. Dem musste sie entgegen steuern, sie suchte folgerichtig das Weite und einen anderen. Und dann wieder einen anderen. So ging das fort, Kinder bekam sie keine, dafür blieb ihr Leben dramatisch, ein nie endendes Beziehungskarussell. Luzi konnte guter Hoffnung bleiben, den Vater ihrer antizipierten fünf Kinder doch noch einmal zu finden.

Ich mochte Luzi über alles. Sie war ausgesprochen gutmütig, was man ihr in neunundneunzig Prozent der Situationen ansehen konnte, sie hatte aber auch, und das machte sie für mich besonders interessant, eine aufregend dunkle Seite. Wenn Luzi lachte, brach es in beängstigender Lautstärke aus ihr heraus, dabei schien sich ihr Gesicht zur Fratze zu verzerren. Ich war damals vier oder fünf Jahre alt

und fürchtete mich vor diesem Donnern, Dröhnen und Feixen. Luzi hieß eigentlich Luzia, unser Vater aber nannte sie oft: Luzifera.

Wenn Luzi gerade in einer introvertierten Phase war, umgab ein Hauch von Mysterium ihren fetten Körper, es sah aus, als stöbere sie in den dunklen Kammern ihres Inneren. Das Geheimnis lüftete sich erst, sobald sie nach einigem Abwägen eine neue Facette der Schicksalhaftigkeit zu entspinnen begann. Sie bei all dem zu beobachten, bereitete mir Vergnügen, es ließ mich andererseits aber auch ein wenig erschauern.

„Man kann im Leben nicht nur Süßholz raspeln“, sagte Luzi, wenn sie den Schrecken in meinen Augen bemerkte. Nichts entging ihr, aufmerksam verfolgte sie meine Reaktionen, und wenn eine Geschichte zu heftig wurde, brach sie mittendrin ab und sagte bestimmt:

„Schluss jetzt. Machen wir ein andermal weiter.“

Sie forderte mich aber auch heraus und steckte die Grenzen des Zumutbaren immer wieder neu ab, damit erweiterte sie meinen Horizont. Sie ließ mich erleben, was Fabulieren bedeutete, nämlich Grenzüberschreitung, Entgrenzung.

„Das Leben ist am schönsten, wenn wir durch den Glanz der Dinge hindurch ihr jeweiliges Gegenstück, das Böse, nicht übersehen“, lautete eine von Luzis Weisheiten.

Ich lernte zu verstehen, dass sich hinter so gut wie jedem Lichtblick ein Abgrund auftat, dass aber andererseits jeder Abgrund irgendwo in eine helle, sonnenbeschiedene Ebene hinausführte. Früher oder später gab es immer einen Ausweg. All das lernte ich, das meiste vergaß ich aber später. Im weiteren Verlauf meines Lebens kamen mir Luzis Wahrheiten abhanden, erst jetzt setzt die Erinnerung wieder ein.

Am liebsten besuchte ich Luzi in ihrer Wohnung. Hier waren wir ungestört, abschätzige Blicke anderer blieben aus und niemand versuchte, mich von da wegzulocken, wo

ich mich überaus wohl fühlte. Daheim bei Luzi ging es natürlich sehr sonderbar zu, und genau das war spannend. Es war ein spezielles Gefühl, auf dem großen Gemälde neben dem mächtigen Kopf eines Hirschen zu hocken, mich dabei an Luzis weiche Beine zu kuscheln und ihrer Stimme zu lauschen.

Luzis kleiner ovaler Frühstückstisch stand auf einem prunkvoll gerahmten Bild, das sie mit der Leinwand nach oben mitten ins Zimmer gelegt hatte. Daneben standen ein bequemer Stuhl und ein Zeitschriftenständer. Auf dem Bild waren neben dem röhrenden Hirsch ein Wald, eine Waldlichtung und die unvermeidliche Futterstelle zu sehen. An der Stelle, wo die Sonne durch die Zweige auf den Waldboden herabfiel, stand der Hirsch mit riesigem Geweih, das Maul weit aufgerissen.

Luzi hatte das Bild zum Geburtstag bekommen, kurz nachdem sie wieder einmal geheiratet hatte. Sie war gerade von Meran nach Innsbruck übersiedelt und hatte eine geräumige Dreizimmerwohnung bezogen, trotzdem fand sich an den Wänden für das große Gemälde kein Platz, weshalb sie es kurzerhand auf den Boden legte. So konnte sie in freier Natur, mitten im Wald, ihr Frühstück einnehmen. Das gedrechselte Bein des Tischchens und die Füße ihres Sessels hatte sie mit Filzstückchen beklebt, damit das Gemälde nicht zerkratzt wurde. An diesem Ort genoss sie die Morgensonne und ihr reiches Frühstück, sie wählte sich in freier Natur und sprach dem Hirschen bei jedem Bissen gut zu. Wenn ich bei ihr war, musste ich die Schuhe ausziehen, auf Socken durfte auch ich das Bild betreten. Nur die eine oder andere Delle war auf der Leinwand entstanden, aber was machte das schon.

Unsere Eltern waren entsetzt darüber, was Luzi mit dem schönen Bild angestellt hatte. Sie erklärten sie für absolut verrückt, und wäre sie nicht gleichzeitig für harmlos gehalten worden, hätte man mir, der Kleinsten, wohl den Umgang mit ihr verboten. Wann immer Mama in

Luzis Wohnung war, suchte sie das Bild nach Kratzern und Schadstellen ab, doch viel konnte sie nicht beanstanden. Eines Tages entdeckte sie aber zwei Brandflecken, die von herabfallender Zigarettenglut herrührten. Luzi rauchte nicht, wer hatte die Löcher verursacht? Der männliche Hausbesuch natürlich, lautete eine von Luzis Unergründlichkeiten.

DER MÄRZTAG

Geld war in unserer Familie tägliches Thema, bei Tisch, zu Abend, zwischendurch. Alle anderen haben es einfach. Manchen fließt es zu, ohne dass sie einen Finger rühren. Die einen sind befähigt, so hart zu arbeiten, dass sie es haben. Den anderen steht keine dumme Moral im Wege und sie scheffeln es nach Herzenslust aus zweifelhaftem Boden. Wieder anderen ist gegeben, dass sie mit Geld umgehen können, sodass es nie weniger wird. Es gibt Leute, die scheinen nicht mehr davon zu brauchen. Die Skrupellosen, die es sich einfach nehmen, die Optimisten, die immer damit rechnen, dass es im richtigen Moment kommt... kurzum: sie alle haben es, im Gegensatz zu uns, leicht.

Wenn Vater mehr ausgab als er sollte, pflegte er zu sagen, Geld spiele keine Rolle, da nicht vorhanden. Der Satz war mir geblieben, nicht die Leichtigkeit des Tons, mit der er über seine Lippen kam. Ich war schließlich nicht nur Vaters, sondern auch Mutters Kind. Mama hatte es zeitlebens schwer. Sie sparte, obwohl das nicht wirklich notwendig gewesen wäre. Aus Gewohnheit jammerte sie über die Preise, und wenn Vater uns in gute Restaurants einlud, rang sie die Hände und verdrehte die Augen. Schade, alles in allem hätte es Mama leicht haben können, sie war bei einigermaßen guter Gesundheit, sie hätte das Leben an Vaters Seite durchaus genießen können. Schließlich hätte auch sie feststellen müssen, dass die düsteren politischen Prognosen ihres Mannes zwar beeindruckend klangen, aber nie eintraten.

Meine Schwester, die als junge Erwachsene wie ich von Innsbruck nach Salzburg übersiedelt war, konnte deren Einfluss nicht entkommen. Ganz im Sinne mütterlicher Tradition hat sie in ihrem Leben systematisch abgebaut. In jungen Jahren fiel sie noch etwas aus der Reihe. Sie